Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 32 (1952-1953)
Heft: 11

Artikel: Schicksale und Wandlungen eines Weltblattes
Autor: Eyck, Erich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160097

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

— diese Einsicht ist, wie unartikuliert auch immer, in der Tiefe doch überall vorhanden. Die beschriebenen Gedanken- und Gefühlskomplexe sind zum guten Teil noch gleichsam traumatische Nachwirkungen der doch eben erst überstandenen furchtbaren inneren und äußeren deutschen Existenzkrise. Man darf darauf vertrauen, daß sie keine ernstliche Unzuverlässigkeit der deutschen Partnerschaft in dem langsam und unter schweren Geburtskrisen heraufziehenden Weltabendland zu bedeuten haben.

SCHICKSALE UND WANDLUNGEN EINES WELTBLATTES

VON ERICH EYCK

Die *History of the Times* hat mit dem vierten Bande ihren würdigen Abschluß gefunden. Obwohl der Zeitabschnitt, der hier behandelt wird, kaum mehr als drei Jahrzehnte umfaßt, war der Stoff so umfangreich, daß dieser Schlußband in zwei Halbbände (von insgesamt 1180 Seiten) geteilt werden mußte. Die Anonymität, die zu den hartnäckig festgehaltenen Traditionen der Zeitung gehört, erstreckt sich auch auf den Namen des Herausgebers und der Mitarbeiter dieses Werkes. Doch weiß man, daß das hauptsächliche Verdienst an seinem Zustandekommen *Stanley Morison* gebührt, dem man nicht nur für die Fülle der Information zu danken hat, sondern auch für die Unabhängigkeit des Urteils, mit der hier die Politik der «Times» selbst kritisiert wird.

Der dritte Band des Werkes, der in der Julinummer 1948 dieser Zeitschrift besprochen worden war, hatte die Erzählung fortgeführt bis zu dem Jahre 1912, in welchem der neue Eigentümer der Zeitung, Lord Northcliffe, seinen Willen durch die Entlassung des bisherigen Chefredakteurs Buckle zur Geltung gebracht hatte. Northcliffe ist es auch, der im ersten Teil des neuen Bandes im Vordergrund steht. Sein Tod am 14. August 1922 im Alter von 57 Jahren bildet einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Zeitung. Denn er war weit mehr als nur ein Verleger; er wird hier der «erfahrenste Journalist

seiner Zeit» genannt. Mit allen seinen außerordentlichen Gaben und ebenso außerordentlichen Schwächen war er eine der merkwürdigsten Gestalten, die je in der Geschichte der Presse eine Rolle gespielt haben. Daß er die «Times» vor dem finanziellen Zusammenbruch bewahrt hat, ist sicher, und man wird auch nicht in Abrede stellen können, daß er zu diesem Zweck manchmal rücksichtslos vorgehen mußte. Freilich war es nichts weniger als schön, wenn er sich in der Redaktion Spione hielt, die ihre Kollegen bespitzeln mußten. Aber es lag in der Natur der Sache, daß Differenzen unvermeidlich waren zwischen dem Zeitungslord, der ein großes Kapital in das Unternehmen gesteckt hatte und Jahre lang weiteres zuschießen mußte und der selbst ein höchst aktiver Journalist war, und den aus der früheren Periode übernommenen Redakteuren. Diese Männer, die Northcliffe «die alte Band» oder «die Mönche» zu nennen pflegte, wachten, der Tradition der Zeitung entsprechend, eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit vom Verleger, und wollten sich von ihm nicht in ihre tägliche Arbeit hineinreden lassen. An Bildung und Kenntnissen waren sie ihm hundertfach überlegen. Aber es war ihnen nicht in Fleisch und Blut übergegangen, daß eine Zeitung in erster Linie dazu da sei, den Durst ihrer Leser nach Neuigkeiten zu stillen. Das wußte Northcliffe nicht nur sehr genau, er hatte auch in seiner «Daily Mail» gezeigt, wie man das, wenn auch etwas skrupellos, doch mit dem größten Erfolg machte. Natürlich wollten die Redakteure der «Times» sich nicht auf das Niveau der «Daily Mail» herabdrücken lassen; aber die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, daß Northcliffe das auch nicht wollte. Was er verlangte und in zahllosen Briefen und Telegrammen der Redaktion immer wieder einschärfte, war: Aktualität. Die «Times» sollte, wie er schrieb, schnell und geschickt einen Gegenstand behandeln, der das Publikum beschäftigte; dieses würde dann ganz von selbst darüber sprechen. Das sei eben die Aufgabe des Journalisten, die Ereignisse des Tages so eindringlich zu kommentieren, daß die Leute im Gespräch untereinander wiederholten, was sie in der «Times» gelesen hatten. Dazu gehörte freilich auch, daß sie ihren Stoff dem Leser in einer Form präsentierte, welche es ihm leicht machte, ihn aufzunehmen. In dieser Beziehung hat Northcliffe sich unbestreitbare Verdienste um das Blatt erworben. Anordnung und Aufmachung wurden modernisiert, der Inhalt mannigfaltiger gestaltet. Er war es auch, der darauf drang, die Reihe der höchst ernsthaften Leitartikel hin und wieder durch einen leichten und gefälligen Beitrag, eine Art Plauderei, zu unterbrechen; von dieser Anregung profitieren die Leser der «Times» noch heute, wenn sie sich bei dem berühmten «Fourth Leader» einige Minuten von den schweren Sorgen des Alltags und der düsteren Weltlage erholen. Northcliffe hatte ein breiteres Publikum im Auge als

die etwa 45 000 Abonnenten aus den sogenannten «herrschenden», besonders akademischen Kreisen, mit denen sich das Blatt bisher hatte begnügen müssen. Wie er dies breitere Publikum durch seine Preispolitik — zeitweilige Herabsetzung auf einen Penny — und seine Inseratenpolitik erreichte, ist hier ausführlich dargestellt und wird für alle Fachleute des Zeitungswesens von höchstem Interesse sein.

Aber wenn man diese Verdienste anerkennt, so darf man darüber nicht vergessen, daß die ständige Einmischung des Verlegers in die tägliche Arbeit der Redaktion sehr ihre zwei Seiten hat. Ein Blatt wie die «Times» braucht an der Spitze ihrer Redaktion als Chefredakteur einen Kopf ersten Ranges, der einen selbständigen Standpunkt hat. Wenn zwischen diesem Standpunkt und dem des Verlegers nicht wie durch ein Wunder eine natürliche Harmonie besteht, setzt das erfolgreiche Zusammenwirken eine gewisse Zurückhaltung auf der Seite des Verlegers voraus. Davon war bei Northcliffe je länger desto weniger die Rede. Seine Erfolge stiegen ihm zu Kopf. Er bewunderte sich selbst als den «Napoleon von Fleetstreet» und brachte das sogar in Äußerlichkeiten zum Ausdruck. Wie einst Wilhelm II. schrieb er sich die besondere Gabe zu, in die Zukunft schauen zu können. Er wurde größenwahnsinnig, zuerst im übertragenen, schließlich aber auch im medizinischen Sinne. Er überschätzte maßlos seine politische Stellung und bildete sich ein, nach seinem Belieben Kabinette machen und stürzen zu können. Die «Times» hatte in der Tat ihren Anteil an dem Regierungswechsel im Dezember 1916 gehabt, welcher Lloyd George anstelle von Asquith zum Premierminister gemacht hatte. Aber der neue Premier war durchaus nicht der Mann, sich von einem Zeitungslord hineinreden zu lassen. Gegen Ende des Krieges kam es zum offenen Bruch, als Lloyd George eine Forderung Northcliffes glatt ablehnte, sei es daß ihm die Zusammensetzung des neuen Kabinetts im voraus zur Genehmigung unterbreitet werden sollte, sei es daß er Mitglied der britischen Delegation zum Friedenskongreß in Paris werden wollte. Seitdem setzte dieser alles daran, Lloyd George zu stürzen. Aber — der Chefredakteur Geoffrey Dawson wollte nicht mitmachen. Dieser war eng befreundet mit einem Kabinettsmitglied, Lord Milner, den er als seinen Lehrmeister betrachtete. Northcliffe konnte Milner schon deswegen nicht leiden, weil er deutsches Blut in seinen Adern hatte; denn bei ihm hatte sich die politische Feindschaft gegen Deutschland zu einer pathologischen Germanophobie entwickelt. Einen Chefredakteur, der nicht nach seiner Pfeife tanzte, konnte Northcliffe nicht brauchen, und um Mittel, ihm das Leben unerträglich zu machen, war er nicht verlegen; Telegramme, gepfefferte Briefe, Ultimaten hagelten auf ihn herab, bis er die Flinte ins Korn warf. Anfang Februar 1919 trat Dawson zurück.

Bei der Wahl seines Nachfolgers zeigte Northcliffe aber doch, daß er Verständnis für die Bedeutung der Aufgabe besaß, die ein Chefredakteur der «Times» zu erfüllen hatte. Er berief Wickham Steed, der seit 1896 dem Stabe der Zeitung angehört hatte und jetzt an der Spitze ihres Ausland-Departements stand. Von den dramatis personae jener Zeit ist er der einzige Überlebende, und er hat sich, wie seine jüngsten Äußerungen zeigen, seine Kampfesfreudigkeit bewahrt. Er war damals wohl der beste Kenner des europäischen Kontinents, den eine englische Redaktion aufzuweisen hatte. Er hatte in Jena, Berlin und Paris studiert und sich dann in Berlin, Wien und Rom einen — geachteten oder gefürchteten — Namen gemacht. Mit der internationalen Arbeiterbewegung war er durch den Besuch sozialistischer Kongresse vertraut geworden. Er kannte in den meisten Ländern die Menschen, auf die es ankam, und er sprach alle in Betracht kommenden Sprachen. Zudem besaß er die wesentliche journalistische Eigenschaft, in der Fülle der Nachrichten das Wesentliche vom Unwesentlichen und das Richtige vom Falschen zu scheiden. So kann man wohl sagen, daß er so ziemlich alle Eigenschaften mit sich brachte, die der Chefredakteur eines Weltblattes braucht. Und doch war seine Herrschaft kürzer als die irgend eines seiner Vorgänger oder Nachfolger. Sie dauerte wenig länger als drei Jahre, und es waren Jahre voller unaufhörlicher Aufregungen und Kämpfe.

Denn nun begann das, was man die Tragödie Northcliffes nennen muß. Er war schon 1919, als der Wechsel der Redaktion erfolgte, ein kranker Mann, der in dauernder ärztlicher Behandlung stand und meist außerhalb Englands die Wiederherstellung seiner Gesundheit suchte. Seine entscheidende Unterredung mit Steed, in der er ihm die Leitung der «Times» übertrug, fand in Avignon auf der Rhone-Fähre statt. Seine Krankheit veranlaßte ihn aber nicht zu größerer Zurückhaltung, sondern zu einer nervös gesteigerten Aktivität, welche die Zeitung schwer gefährdete. Als z. B. im April 1922 die Internationale Konferenz in Genua zusammentrat, verlangte Northcliffe von Steed, daß er persönlich dorthin gehe und die Berichterstattung übernehme. Mit Recht erwiderte dieser, daß sein Platz in London in der Redaktion sei. Darauf drohte der Lord, dann werde er selbst nach Genua gehen. Das wäre bei seinem Steed wohl bekannten Nervenzustand eine Katastrophe geworden. So blieb ihm nichts anderes übrig, als gegen seine bessere Überzeugung die Berichterstattung selbst zu übernehmen, was ihm dann auch persönlich zum Verhängnis wurde.

Zwei Monate später brach bei Northcliffe die offene Geisteskrankheit aus, die ihn nach zwei weiteren Monaten ins Grab brachte. Die Seiten der «History», auf denen das erschütternde Ende des einst so gewaltigen Zeitungskönigs geschildert wird, lesen sich spannender

als ein Detektivroman. Was dann folgte, war ein aufregender Kampf um seine Shares und damit den entscheidenden Einfluß auf die einflußreichste aller Londoner Zeitungen. Zum ersten Male erfährt man hier, wie ernst der Versuch Lloyd Georges und seiner Freunde war, diesem, dessen Ministerpräsidium wenige Wochen nach dem Tode seines Feindes zu Ende ging, die Leitung der «Times» zu sichern. Sieger blieb John Walter, der vierte dieses Namens in der Zeitungsdynastie, welche die «Times» 1785 begründet und weit über ein Jahrhundert besessen hatte, mit der Hilfe von Colonel Astor und seinen Millionen. Diese beiden sind es, die seit dem 23. Oktober 1922 gemeinsam das Weltblatt besitzen. Ihre erste Tat war die Entlassung Steeds, den sie nicht nur mit Northcliffe identifizierten, sondern der auch, besonders durch seine Berichterstattung aus Genua, der Zeitung einen persönlicheren Anstrich gegeben hatte, als nach ihrer Auffassung deren Tradition und Wesen entsprach. An seine Stelle setzten sie den Mann, den Northcliffe 1912 auserwählt und 1919 verworfen hatte: Geoffrey Dawson.

Und nun folgte auf die Tragödie Northcliffes die Tragödie der «Times». Denn es hat etwas Tragisches, daß gerade die Lehren, welche die neuen Männer aus den Mißgriffen des verstorbenen Diktators zogen, der Zeitung zum Verhängnis wurden. Es war gewiß aller Ehren wert, wenn Astor und Walter durch eine in der Geschichte der Presse wohl einzig dastehende Satzung — die Bildung eines Ausschusses aus den höchsten Würdenträgern des Landes — Vorsorge dagegen trafen, daß das Eigentum an der Zeitung je wieder in die Hände eines Mannes fiele, der sich von seinem persönlichen Ehrgeiz leiten ließ und nicht von dem, was man «das nationale Interesse im Einklang mit den besten Traditionen der Zeitung» nannte. Aber sie akzeptierten auch die Bedingungen, die Dawson für die Wiederübernahme der Chefredaktion stellte und die sich in die kurze Formel zusammenfassen lassen: völlige Unabhängigkeit von den Verlegern, die sich jeder Einmischung zu enthalten haben.

So kam denn schlechthin alles darauf an, wie dieser Chefredakteur seine Aufgabe auffaßte, welchen Gebrauch er von dieser garantierten Unabhängigkeit machte. Vergleicht man ihn mit seinem Vorgänger Steed, so bleibt er in allem Wesentlichen hinter ihm zurück. Denn er besaß, wie die «History» feststellt, weder die Kenntnis fremder Sprachen noch wirtschaftlicher Probleme und interessierte sich nicht für die beherrschende Frage des Tages, die Reparationen. Kann man sich wundern, daß ein solcher Mann die «Times» in die Irre führte? Was für ein Hindernis mußte allein schon der Mangel an Sprachkenntnissen sein! Wie sollte ein Mann, dem weder Deutsch noch Französisch noch Italienisch geläufig war, die bedeutendste Zeitung Englands in einer Epoche leiten, wo alles darauf ankam,

wie dieses Land sich zu den brodelnden und feuergefährlichen Problemen des europäischen Kontinents stellte? Dieser Mangel kann auch durch die gediegene klassische Bildung nicht ausgeglichen werden, die Dawson als Mitglied von All Souls College in Oxford, der angesehensten akademischen Körperschaft, zweifellos besaß. Trotzdem glaubte er, seit 1928 auf einen Foreign Editor verzichten zu können; früher hatte man besonderen Wert darauf gelegt, gerade diesen Posten mit einem Sachkenner ersten Ranges zu besetzen. Statt dessen stützte Dawson sich vorzugsweise auf seinen hauptsächlichen Mitarbeiter Barrington-Ward, der 1941 sein Nachfolger wurde. Dieser besaß zwar bessere Kenntnis des Auslandes, aber seine Außenpolitik gipfelte ebenso wie die von Dawson in «appeasement».

Die entscheidende Frage war natürlich die Stellung zu Deutschland und, was damit eng zusammenhängt, zum Versailler Vertrag. Gerade in diesem Punkt vollzog die «Times» eine vollständige Schwenkung. Als Ende 1919 Keynes' brillante, aber irreführende Streitschrift «Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages» erschien, unterwarf Steed sie einer eingehenden, in vielen Punkten treffenden Kritik. Unter der neuen Redaktion segelte die «Times» im Fahrwasser der Keynes'schen Ideen. Steed hatte mit größter Energie betont, daß der Eckstein der auswärtigen Politik Großbritanniens die Entente mit Frankreich bleiben müsse. Die neue Redaktion glaubte alle französischen Besorgnisse mit dem Hinweis auf «die aufgeklärte öffentliche Meinung Deutschlands» beruhigen zu können.

Über all das konnte man bis zum 30. Januar 1933 mit guten Gründen streiten. Jedoch mit dem Augenblick, in dem Hitler in Deutschland zur Macht kam, mußte sich das Bild für jeden unbefangenen Beurteiler grundsätzlich ändern. Nicht aber für die Redaktion der «Times», obgleich sie von ihren auswärtigen Korrespondenten Warnungen genug erhielt. Als Hitler 1936 das Rheinland besetzte, schrieb der Berliner Korrespondent an Dawson in einem Privatbrief: «Die Leute hier an der Spitze sind die reinen Spieler... Wie jeder Tag deutlicher zeigt, sind sie entschlossen, das ganze Programm von ‚Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt', das in jeder politischen Versammlung gesungen wird, durchzuführen. Es ist ein getreuer Ausdruck ihrer Mentalität. Das schlimmste ist dabei, daß sie entschlossen sind, sich rücksichtslos über alle moralischen oder rechtlichen Bedenken hinwegzusetzen, sowie ihnen einmal die Idee kommt, daß das nationale Interesse einen neuen Gewinn erfordere». Das war hinreichend deutlich. Aber Barrington-Ward schrieb nur wenige Tage später einem Freunde: Wenn die Franzosen auf ihren Rechten bestehen, so werde jeder wissen, daß ihr wahres Motiv nicht die Sorge um ihre Sicherheit sei, sondern der Wunsch, den Deutschen einen Schlag ins Gesicht zu geben!

Mit Recht schreibt die «History»: «Der Chefredakteur, sein Hauptmitarbeiter und ihre Freunde hatten den Krieg vollkommen vergessen; sie erinnerten sich nur noch an den Friedensvertrag». So gingen sie blindlings weiter ihren Weg bis zu dem verhängnisvollen Leitartikel vom 7. September 1938, in dem sie den Tschechen kaltblütig empfahlen, auf den von den Sudeten geschützten Teil ihres Landes zu verzichten, weil er von Deutschen bewohnt war. Dawson gab dieser Empfehlung noch persönlich eine besonders anstößige Fassung, wie man aus dem beigegebenen Faksimile seiner Korrekturen ersehen kann. Dieser journalistische Helfershelfer-Dienst für Hitler ist um so bemerkenswerter, als Walter schon im Juni in einem Brief an Dawson gegen dessen Haltung in der deutsch-tschechischen Krisis protestiert und sie als Begünstigung des Wolfs gegenüber dem Lamm charakterisiert hatte. Aber was konnten die Eigentümer tun, nachdem sie in aller Form auf jede Beeinflussung der Redaktion verzichtet hatten?

Es wird wenige Engländer geben, die heute noch die Politik des «appeasement», wie die «Times» sie damals betrieben hat, billigen. Aber es ist doppelt verdienstlich und anerkennenswert, daß die «History» sie in einem, «Postscript» betitelten, Schlußkapitel einer außerordentlich freimütigen kritischen Prüfung unterzieht. Den Kern dieser Kritik kann man wohl in der Feststellung sehen, daß die «Times» in jener Periode auf die Rolle verzichtet hat, die sie früher, zuweilen mit größerem, zuweilen mit geringerem Erfolg, beanspruchte. Damals war es ihr Ehrgeiz gewesen, die öffentliche Meinung Englands zu führen — jetzt ließ sie sich von ihr ins Schlepptau nehmen. Tatsächlich teilte die große Masse der Engländer jahrelang den Standpunkt der «Times», wenn auch zum Teil mit abweichender Begründung. Das gilt nicht nur von der konservativen Bourgeoisie, der ihre meisten Leser angehörten, sondern auch von der sozialistischen Arbeiterschaft. Im Oktober 1933, als Hitler aus dem Völkerbund ausgetreten war und der Welt damit eine unzweideutige Warnung gegeben hatte, fand in dem Londoner Stadtteil East Fulham eine Nachwahl statt. Die Labour Party focht diese durch mit dem Schlagwort «Abrüstung» und der Verdächtigung der von Baldwin beherrschten Regierung, sie steure auf einen Krieg los. Damit erzielte sie einen glänzenden Erfolg, so glänzend, daß Baldwin sich von da an ängstlich hütete, Hitler irgendwo entgegenzutreten. Der populäre Schlachtruf, besonders auf der Linken, war «kollektive Sicherheit», die man sich anscheinend wie einen ungeheuren Regenschirm vorstellte, der jedermann Schutz gegen jedes Gewitter bieten würde, ohne daß irgend jemand sich dafür besonders anzustrengen hätte. Von den wirklichen Problemen der «kollektiven Sicherheit» hatten nur die wenigsten eine Vorstellung, und mancher

heutige Kritiker der Kollektivaktion in Korea würde gut tun, sein Gedächtnis durch Lektüre seiner Reden aus den Dreißigerjahren aufzufrischen. Die Wählerschaft war 1928 außerordentlich erweitert worden, aber es geschah nichts, um die neuen Wähler für ihre Aufgabe zu erziehen. Daß sie sich ein falsches Bild von der deutschen Geistesverfassung machten, war freilich viel begreiflicher und entschuldbarer, als daß die Redakteure der «Times» in den gleichen Fehler verfielen, trotz des überwältigenden Materials, das ihre festländischen Korrespondenten ihr übermittelten, und trotz der Ausweisung ihres Berliner Vertreters durch Hitler. Männer, die Deutschland wirklich kannten, waren in England, wie die «History» feststellt, allzu selten geworden; als die letzten nennt sie unter den Journalisten Steed und unter den Männern des Auswärtigen Dienstes Sir Eyre Crowe. Bei Dawson und Barrington-Ward hatten die Schwierigkeiten, welche mit Frankreich entstanden waren, nur die Sympathie mit Deutschland verstärkt, für das sie ohnehin eine romantische Vorliebe hatten.

Kein künftiger Historiker dieser Jahre wird dies tiefschürfende Schlußkapitel unbeachtet lassen dürfen. Die Verfasser des monumentalen Werkes können es mit Recht in den Satz ausklingen lassen: «Die Zeitung, die sich seit den Tagen des zweiten Walter und von Thomas Barnes konsequent für die Würde des politischen Journalismus eingesetzt hat, kann, wenn sie ihre eigene Geschichte schreibt, nur einen Kurs verfolgen: entschlossene Selbstprüfung».